S. Pr. - 1893
NR. 200 - Oels

Untersuchungen über Ciceros Offizien

(mit einer Einleitung über den Mangel an Idealismus bei den Römern).

Vom Oberlehrer Dr. Reinhardt.

Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Oels
für das Schuljahr 1892/93.

Oels 1893.
Druck von A. Ludwig.

90e
1 (1893)
200b

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

ULB Düsseldorf

+4170 961 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Griechen und Römer! Kaum werden sich unter den weltgeschichtlichen Völkern zwei finden, die so nahe mit einander verwandt sind wie diese beiden, beide Glieder des gräko-italischen Stammes, beide mit geistigen Anlagen von der Natur verschwenderisch ausgestattet, beide von gleich starkem Triebe beseelt, ihre Anlagen zur Entfaltung und sich zur Geltung zu bringen, beide durch die große vorgeschichtliche Wanderung in gesegnete Länder geführt, die dem Ackerbau wie der Schiffahrt lohnende Aufgaben boten, von einem Klima begünstigt, das ohne zu verweichlichen oder zu erschlaffen doch von der Arbeitskraft des Volkes für des Lebens Notdurft und Nahrung nur einen verhältnismäßig geringen Teil in Anspruch nimmt, einen erheblichen Teil dagegen zur freien Verfügung des Besitzers übrig läßt. Und bei so viel Ähnlichkeit der geistigen und natürlichen Vorbedingungen doch so große Verschiedenheit in der Entwickelung, daß die Geschichte beider Völker grade dadurch so lehrreich wird, daß sie sich gegenseitig ergänzen und daß auf verschiedenen Gebieten jedesmal das eine vollbracht hat, was dem andern zu erreichen versagt war.

Und doch auch in der geschichtlichen Entwickelung anfänglich nicht geringe Übereinstimmung. Hier wie dort Zersplitterung in kleine und kleinste Gemeinden, in der äußeren Geschichte jeder einzelnen eifersüchtiges Wachen über der eignen Selbständigkeit und daneben das Streben die eigne Macht auszudehnen, in der innern Abschaffung des Königtums, Einführung des aristokratischen Regiments, Kämpfe um die Gleichheit der Rechte. Aber da tritt der entscheidende Wendepunkt ein. Bei zunehmender politischer Bildung taucht zuerst im Kopfe einzelner hochbegabter Männer eine Ahnung auf, daß es noch ein höheres Ziel gäbe, als in den kleinen inneren und äußeren Kämpfen einen Sieg zu erringen, daß es noch eine höhere Form staatlichen Zusammenlebens gäbe als die der Kleinstaaten, und daß Alles, was durch Gleichheit der religiösen und Rechtsanschauungen, der zarten und leidenschaftlichen Empfindungen, des Fühlens und Denkens, der Abstammung und Verwandtschaft, endlich der Sprache verbunden sei, zu einem gemeinsamen politischen Leben berufen sei. Und was zuerst Sonderbesitz Einzelner ist, das wird allmählich Gemeingut Aller, und was Ahnung ist, wird Überzeugung, und aus der Überzeugung entsteht das Verlangen nach dem Nationalstaat, eine leidenschaftliche Sehnsucht ergreift die Massen in immer weiteren Kreisen, sie fühlen, daß eine Entscheidung über das Geschick der Nation bevorsteht und daß ein Kampfpreis winkt, so groß und herrlich, daß, wenn der Weg auch über Haufen von Leichen und durch Ströme von Blut führt, kein Opfer für ihn zu groß ist. Denn nicht durch Verhandlungen und Verträge, sondern nur durch Blut und Eisen kann die nationale Einheit errungen werden, weil nie und nimmer ein lebenskräftiger Staat freiwillig auf seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Selbständigkeit verzichtet hat. Und so entsteht in Griechenland der peloponnesische Krieg und in Italien die Samniterkriege, Kriege, deren Ausgang über das weitere Geschick beider Länder entscheiden mußte.

Aber noch bevor der peloponnesische Krieg ausbrach, haben die Griechen das Größte vollbracht, was ihnen zu leisten beschieden war. Die Perserkriege hatten die bis dahin schlummernden Kräfte geweckt, stolzes Selbstbewußtsein schwellte die Brust jedes Griechen, kein Ziel schien zu hoch, das sie nicht erringen zu können glaubten, keinen Lorbeer gab es, nach dem sie nicht die Hände ausstreckten. Und gleich als ob sie sich dessen bewußt wären, daß wer Unsterbliches schaffen will, keine Zeit zum Rasten hat, sehen wir sie die kurze Spanne, die ihrem friedlichen Schaffen vergönnt war, mit unermüdlicher Thätigkeit benutzen, um die Welt mit den herrlichsten Gaben der Dichtkunst, der Bildhauerei, der Baukunst zu beschenken, deren spärliche Trümmer noch jetzt nach Jahrtausenden nicht aufgehört haben, fördernd und bildend auf die nach dem Schönen ringende Welt zu wirken. Auch die Römer hatten ihren Freiheitskrieg durchgemacht, wenn auch nur sagenhafte Kunde davon Nachricht giebt, wie es gelang, das Joch der etruskischen Fremdherrschaft abzuschütteln. Auch bei ihnen wurde weder durch die Not des Lebens noch durch äußere Kämpfe die gesamte Volkskraft in Anspruch genommen, aber der überschießende Teil kam nicht der Pflege der idealen Seite des Lebens zu gute, sondern wurde in immer sich erneuernden innern Kämpfen aufgerieben. Hier gab es keinen Drakon, Solon oder Aristides, der um der Eintracht oder gar um der Gerechtigkeit willen die Hand der Versöhnung den untern Schichten der Bevölkerung weit entgegengestreckt hätte, oder vielmehr, wo ein Spurius Cassius oder Markus Manlius derartiges unternahm, wurde er von den Standesgenossen im stich gelassen, und so mußten sich hier in bitterem und erbitterndem Kampfe edle Kräfte verzehren, die dort so gewaltiges und herrliches schufen.

Wollte man aber noch weiter gehen und fragen, wie es kam, daß, was sich dort verhältnismäßig leicht und schnell vollzog, hier so lange und schwere Kämpfe hervorrief, so würde man in die Gefahr geraten, sich in unfruchtbare Spekulation zu verlieren, statt auf dem sichern Boden geschichtlicher Forschung zu fußen.

Feststeht, daß bis dahin die Entwickelung bei den Griechen einen günstigeren Verlauf genommen hat als bei den Römern, aber nun kamen jene Kämpfe, die über den Nationalstaat entscheiden mußten. In Griechenland warf Sparta allen Widerstand zu Boden und hielt nach der Beendigung des peloponnesischen Krieges die Geschicke Griechenlands in seiner Hand. Einiger als je zuvor stand Griechenland da, und wenn es nicht grade ein Einheitsstaat war, so war es damals doch ein Bundesstaat und nicht ein Staatenbund. Wie kam es doch nun, daß die Segnungen, die man sich von der Einheit zu versprechen pflegt, die Stärke dem Auslande gegenüber und die sittliche Wiedergeburt im Innern so völlig ausblieben? Das hat denselben Grund wie die traurigen Erscheinungen, die sich schon im Verlauf des Krieges so zahlreich zeigen, von der wilden Grausamkeit der Kämpfe um Plataeae und Mytilene bis zur ungerechten Hinrichtung der Arginusen-Sieger, von dem abenteuerlichen Zuge nach Sicilien bis zu dem Hereinziehen der Erbfeinde in die griechischen Streitigkeiten. Nirgends wurde mehr die Stimme der Gerechtigkeit, sondern nur die der Leidenschaft gehört, nirgends dachte man an das Wohl der Gesamtheit, sondern immer nur an das eigne, und wie die Aufopferungsfähigkeit oder Vaterlandsliebe oder Selbstlosigkeit die staatenerhaltende Eigenschaft ist (denn die drei Ausdrücke bezeichnen im wesent

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen dasselbe), so ist die Selbstsucht die Zerstörerin jeder staatlichen Gemeinschaft. Man kann also wohl mit einiger Zuversicht behaupten: Wie auch das Kriegsglück den peloponnesischen Krieg entscheiden mochte, für Griechenland ergab sich in dem einen Falle ebenso wenig Heil wie in dem andern, denn keins der rivalisierenden Völker besaß mehr die sittliche Kraft, um der schönen aber auch schweren Aufgabe der Errichtung des nationalen Staates zu genügen. Wenn man aber weiter fragen will: Wie kam es, daß die sittliche Kraft des in jeder Beziehung so reich ausgestatteten Griechenvolkes so schnell verzehrt war?, so muß auch hier wieder die Geschichte die Antwort schuldig bleiben, nur eine unsichere Spekulation würde zu einer Antwort zweifelhaften Wertes gelangen.

Wie ganz anders verliefen die Einheitskämpfe in Italien! Auch hier wurde mit großer Erbitterung gekämpft, immer von neuem griffen die Samniten zu den Waffen, mit herzerfreuender Begeisterung wurden die größten Opfer an Gut und Blut gebracht, kein Preis schien zu hoch, um nicht bereitwillig gezahlt zu werden, wenn man die Selbständigkeit des Vaterlandes damit erkaufen könnte. Beide Völker wetteiferten mit einander an Opferwilligkeit und Hingebung an das Vaterland, und auch die Samniten schienen des Sieges nicht unwert zu sein, wenn sie nicht eben mit den Römern gekämpft hätten. Mag man nicht alle einzelnen Vorgänge in diesen Kämpfen billigen, so wird man doch anerkennen, daß so häßliche Erscheinungen, wie sie der peloponnesische Krieg auf Schritt und Tritt bietet, nie und nirgends vorkommen. Doch kaum war die Vereinigung der Halbinsel unter römischer Herrschaft gelungen, als plötzlich die Frage Beantwortung erheischt, ob man sich in die sicilischen Kämpfe zwischen Karthagern und Griechen einmischen soll. Der Senat, zu dessen Kompetenz die Entscheidung gehört, verneint die Frage, aber die Konsuln bringen die Sache ans Volk. Was aber vermochte wohl dieses, unmittelbar nach den gewaltigen Kämpfen und Leiden des letzten Jahrhunderts, sich in ein Unternehmen zu stürzen, das zu einem Kriege mit dem land- und seegewaltigen Karthago führen mußte? „Es war einer der Augenblicke", sagt Mommsen, „wo die Berechnung aufhört und wo der Glaube an den eignen Stern und an den Stern des Vaterlandes allein den Mut giebt, die Hand zu ergreifen, die aus dem Dunkel der Zukunft winkt, und ihr zu folgen, es weiß keiner wohin." „Es erkannte", meint Weber, „weder die Macht der Karthager noch die Gefahren und Beschwerden eines langdauernden auswärtigen Krieges dem ganzen Umfang nach." „Sicilien unter die Oberherrlichkeit der Karthager geraten zu lassen, würde seinen Beziehungen zu der griechischen Nation widersprochen und mit seiner Weltstellung nicht in Einklang gestanden haben", führt Ranke aus. „Die karthagische Marine", fügt derselbe hinzu, „beherrschte — auch die Küsten des peninsularen Italiens, das die Römer mit Eifersucht bewachten. Sie waren dieses Besitzes nicht sicher, so lange es den Karthagern frei stand, sie von Sicilien aus zu beunruhigen." Dabei wird doch die Hauptsache übersehen. Das einmal rege gewordene Nationalgefühl verlangte mit stürmischer Gewalt, daß man die Gelegenheit, den noch fehlenden Teil der Nation zu gewinnen, nicht ungenützt lasse. Es kommt zum ersten punischen Kriege, durch dessen siegreiche Beendigung Sicilien und bald darauf Korsika und Sardinien in die Hände der Römer fallen. Jetzt war der italische Nationalstaat seinem äußeren Umfange nach fertig, ihm fehlte nichts als im Norden eine natürliche Grenze. In der weiten Poebene zwischen Appennin, Alpen und adriatischem Meere wohnte das keltische Volk der Gallier. Das Land wies auf Italien, das Volk auf transalpine Verwandtschaft hin, die Geographie riet Volk und Land zu unterwerfen, die Ethnographie warnte davor. Wenn sich die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Römer nun für die Eroberung entschieden, so sprechen doch überwiegende Gründe selbst von streng-nationalem Standpunkte aus dafür, diesen Entschluß zu billigen. Einmal diente die Ausdehnung des Besitzes bis an die Alpen dazu, erst den Nationalstaat gegen die Angriffe der Gallier und andrer Völker zu sichern, und dann waren grade die Kelten ein so weicher und nachgiebiger Stamm, daß von allen von den Römern unterworfenen Nationalitäten keine so schnell und so gründlich romanisiert ist wie diese. Man durfte hoffen, daß, wenn man auch vorübergehend die Grenzen des Nationalstaates überschritt, doch die Nation bald in das neue Gewand hineinwachsen würde.

Jetzt schienen alle Bedingungen erfüllt, um zu zeigen, welche Höhe der Entwickelung unter den günstigsten Umständen ein vielseitig begabtes Volk erreichen kann. Hier war ein ausgedehntes, teilweise mit geradezu wunderbarer Fruchtbarkeit gesegnetes Land, ein ringsum aufs beste abgeschlossenes Gebiet, eine langgestreckte, mit vielen vortrefflichen Häfen ausgestattete Küste, ein mildes und doch nicht erschlaffendes Klima, eine kräftige, unverdorbene, vaterlandsliebende Bevölkerung, eine Verfassung, die der hohen politischen Begabung des Volkes Rechnung trug, eine reiche Fülle von Männern, die zur Leitung des Staates wie zur Führung des Heeres gleich befähigt waren. Wie hätten sich die Keime künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung*) zu Bäumen entwickeln können, unter deren Schutz bei fortschreitender Entwickelung und zunehmendem Reichtum auch die sittliche Gesundheit des Volkes hätte bewahrt bleiben können, denn wie den höher Gebildeten wissenschaftliches Streben gefangen nimmt und vor den Versuchungen des Goldes schützt, so werden die breiten Massen des Volkes durch eine nationale Kunst in höhere, reinere Regionen erhoben und vor dem Versinken im Schmutz bewahrt. Der Lauf der Geschichte ist ein andrer gewesen, jene Keime sind nicht zur Entwickelung gekommen, wie wir sogleich sehen werden, und doch hat sich die gewaltige, herzenbezwingende und herzenerhebende Kraft des Nationalstaates auf anderm Gebiete, aber hier auch desto überraschender offenbart. Oder war es nicht überraschend, daß dieselben Völker, die vor wenigen Jahrzehnten in bitterster Feindschaft die Waffen gegen Rom getragen hatten, im ganzen ersten punischen Kriege, selbst als es mit Roms Macht schlecht stand und tiefe Entmutigung sogar den Senat ergriffen hatte, in ihrer Treue gegen die eben noch so tief gehaßte Herrin ausharrten, und daß diese Treue im zweiten punischen Kriege die Niederlagen am Ticinus und an der Trebia und selbst die Vernichtungsschlacht am trasimenischen See überdauerte und erst durch das entsetzliche Blutbad von Kannae bei einem Teil ins Wanken geriet? Und das alles, obwohl der Nationalstaat doch vorläufig nur äußerlich mit blutigem Hammer zusammengeschweißt, aber noch nicht innerlich durch die wärmende Sonne des Friedens verschmolzen war. Noch gab es keine römisch-italische Kultur, die alle Völker Italiens hätte umfassen können,

*) Nur kurz sei hier erinnert an die derben Spottverse der Fescenninen, an die lustigen Satiren, die die Keime des Lustspiels in sich trugen wie die Mimen die der Posse, an die gottbegnadete Persönlichkeit des Naevius, der im Lustspiel, Schauspiel und Epos ausgezeichnet war, an die gewaltigen Bauten aus der ältesten Zeit Roms, die Stadtmauern, die Kloaken, den Tempel des kapitolinischen Jupiter, die eine glänzende Perspektive für die Zukunft eröffneten. Weniger als an der künstlerischen wird man an der wissenschaftlichen Befähigung der Römer zu zweifeln geneigt sein. Doch kommt es überhaupt für unsern Gesichtspunkt, d. h. für die sittliche Gesundheit des Volkes nicht so sehr auf die Höhe an, die Kunst und Wissenschaft in ihrer Entwickelung erreichen, als darauf, daß das Empfinden und Denken des Volkes in ihnen zu dem entsprechenden Ausdruck gelangt. Daß übrigens hier wie im folgenden Manches aus Mommsens römischer Geschichte entlehnt ist, braucht dem Kenner nicht gesagt zu werden. Die Quelle durch Veränderung in der Form zu verschleiern, lag keine Veranlassung vor.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch waren die Griechen auf jedem und die Etrusker auf manchem Gebiet geistiger Bildung ihren Herren überlegen, und wenn sie sich auch der römischen Herrschaft beugten, so ist ihnen doch sicher das schmerzliche Gefühl, das jeder empfindet, der einem ungebildeteren gehorchen muß, nicht erspart geblieben, noch wurden in dem neugeschaffenen Reiche die Sprachen der Etrusker, Gallier, Griechen neben den italischen Dialekten gesprochen und diese selbst waren so verschieden unter einander, daß wer umbrisch sprach, schwerlich in Latium, oder wer sabellisch redete, in Sicilien verstanden wurde, und das Lateinische selbst, das zur herrschenden Sprache berufen war, bedurfte noch mannigfaltiger Weiterbildung, um alles das aufnehmen und ausdrücken zu können, was von den Unterthanen der Römer gedacht und gedichtet wurde. Verschiedenartig wie die Sprachen war das in den einzelnen Staaten geltende Recht und in den Rechtsverhältnissen der Unterthanenstädte zur Hauptstadt war sogar absichtlich die größte Verschiedenheit konstruiert, weil man darin ein Mittel die Herrschaft aufrecht zu erhalten sah. Selbst im Münzwesen war völlige Einheit noch nicht erreicht, wenn die Römer auch in Italien das Recht Gold- und Silbermünzen zu prägen, für sich allein beanspruchten und in Sicilien wenigstens dem römischen Golde gesetzlichen Kurs verschafften. Kurz, wohin man blickt, auf allen Gebieten die gewaltigsten Aufgaben für friedliche Thätigkeit. Es war das Unglück des römischen Volkes, daß es zu einer solchen nicht kam. Krieg drängte sich auf Krieg, vergebens bemühte sich der Senat, dessen Einsicht hier die höchste Anerkennung gebührt, nach der Beendigung jedes einzelnen unter ihnen friedliche Zustände von Dauer zu schaffen, um sich den innern Aufgaben widmen zu können; mit fast ängstlicher Scheu suchte er neuen Landerwerb zu vermeiden, weil mit ihm dem so wie so schon überbürdeten Staate auch neue Aufgaben zuwachsen mußten. Und so finden wir die in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehende Erscheinung, daß einem Volke gewaltige Ländermassen in von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Gebieten durch aufgedrungene oder wenigstens für unvermeidlich gehaltene Kriege zufallen, deren Besitz die Leitung des Staates verabscheut. Bald werden jene Länder verschenkt, bald werden seltsame Experimente gemacht, um sie ungefährlich zu machen, ohne sie einzuverleiben. Aber alles Mühen ist vergeblich. Nach einem halben Jahrhundert war man zu dieser Einsicht gelangt, der Senat erkannte, daß es unmöglich sei, an den Grenzen des Nationalstaates festzuhalten, und so betrat er in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr., sich der Notwendigkeit beugend, aber nun auch mit der den Römern eigenen Entschlossenheit den Weg, der zum Weltreich führte.

Es kann hier nicht unsres Amtes sein nachzuweisen, bis zu welcher Höhe die Masse der Aufgaben des Reiches nunmehr anwuchs, wie ein Teil dieser Aufgaben von der untergehenden Republik, ein Teil vom Kaisertum gelöst wurde, aber der Rest noch groß genug war, um die Weltherrschaft zu zertrümmern. Hier haben wir es nur mit der Kultur zu thun. Für die Weiterentwickelung jener nationalen Kultur, von der wir oben gesprochen haben, hatte sich in den beständigen Kriegen keine Zeit gefunden und als nun die hochentwickelte, raffinierte und vielfach lüsterne griechische Kunst und namentlich Poesie den Kampf mit der zurückgebliebenen, einheimischen aufnahm, da mußte diese unterliegen und konnte den veredelnden Einfluß auf das Volk, der ihr gebührte, nicht ausüben. Nicht als ob nicht auch in späterer Zeit noch manch gutes lateinisches Gedicht von römischen Dichtern produciert wäre, aber der Zusammenhang der Poesie mit dem Dichten und Denken des Volkes war zerrissen, sie war von den starken Wurzeln ihrer Kraft, von dem nationalen Boden losgelöst, zog ihre Nahrung aus einer fremden Kultur und konnte deshalb auch nur fremdartige Früchte hervorbringen, Leckerbissen für den Feinschmecker, aber nicht kräftige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kost für den Körper des Volkes. Dabei kann unentschieden bleiben, ob eine fremde Kunst und Poesie nicht unter Umständen auch reinigend, läuternd, erhebend auf ein Volk zu wirken vermag, wie aber die Verhältnisse lagen, fehlte den Römern für die Meisterwerke der schönsten Zeit griechischen Geisteslebens das Verständnis, und was die spätere Zeit geschaffen hatte, war nicht geeignet, ein Gegengewicht gegen die verführerische Macht des Goldes zu bilden, das nun infolge der glücklichen Kriege und der gewaltigen Eroberungen in breitem und verheerendem Strome über Italien hereinbrach. Daher fragte man in der Kunst nicht: was ist schön?, sondern: was reizt die Sinne?, im Leben nicht: was ist sittlich?, sondern: was ist vorteilhaft?, und in der Wissenschaft nicht: was ist wahr?, sondern was ist verwendbar?

Es ist interessant und lehrreich, wie eine einmal eingeschlagene falsche Richtung auch die von Natur ganz anders veranlagten in ihre Bahn zieht. Selbst ein Mann wie Cicero, der von edeln Bestrebungen erfüllt ist, kann sich ihr nur vorübergehend entziehen, auch bei ihm drängt sich der praktische Gesichtspunkt immer wieder in den Vordergrund. Wie viel mehr mußte das bei andern der Fall sein, und auf wie wenig Verständnis konnte daher bei den Römern in der Wissenschaft die abstrakte Spekulation rechnen! Vielmehr fanden philosophische Schriften nur dann bereitwillige Aufnahme, wenn sie praktischen Nutzen versprachen. Welche Ansichten die Griechen über das Wesen der Götter aufgestellt hatten und wie sie sie begründet hatten, war den meisten sehr gleichgültig, aber der Versuch bei dem mehr und mehr entschwindenden Götterglauben in der Philosophie eine neue Grundlage für die Sittlichkeit zu finden und aus ihr brauchbare Vorschriften für das Leben abzuleiten, wie wir ihn in den Offizien vor uns haben, fand wenigstens bei denen, denen die sittliche Gesundheit des Volkes am Herzen lag, vielfache Beachtung. Je mehr aber eine Schrift beachtet wurde, um so mehr war sie der Gefahr der Entstellung und Verfälschung durch Leser ausgesetzt, die entweder ihre Gedanken an den Rand der Handschrift schrieben, von wo sie oft in den Text selbst gerieten, oder durch solche, die den Verfasser mit ihrem Wissen bereichern oder verbessern wollten. Auf diese Weise mußten in einer viel gelesenen und viel beachteten Schrift wie die Offizien zahlreiche Interpolationen entstehen, von denen andere Schriften desselben Verfassers frei blieben. Auch die Oberflächlichkeit aller Erörterungen, das lose Gefüge der Darstellung und der bunte Wechsel von Gedanken, Citaten und Anekdoten erleichterte dem Leser seine Einfälle in den Text des Autors einzuschieben. Daher wäre es ganz verkehrt mit einem von andern ciceronischen Schriften abgezogenen Maßstab an diese Schrift heranzutreten. In der That haben denn auch selbst die konservativsten Herausgeber eine große Anzahl von Interpolationen in unserm Werk anerkannt. Und doch scheint mir dabei die Eigentümlichkeit desselben noch nicht genügend berücksichtigt zu sein. Allzusehr scheinen mir die Herausgeber jede einzelne Stelle für sich ins Auge zu fassen, ohne überall die analogen Stellen zur Beurteilung mit heranzuziehen. Ist eine bestimmte Art von Interpolationen, die nicht auf zufälligen Schreibfehlern oder dergl. beruhen, nachgewiesen und es findet sich eine Stelle, wo durch dieselbe Annahme ein schwerer Verstoß gegen die Logik beseitigt werden kann, so thut man dem Verfasser meiner Ansicht nach Unrecht, wenn man die überlieferten Worte mit seiner Gedankenlosigkeit verteidigt. Es läßt sich ja allerdings nicht leugnen, daß Cicero sich in seinen philosophischen Schriften durch Mißverständnis der griechischen Quellen, Vergeßlichkeit und Flüchtigkeit manche Fehler hat zu schulden kommen lassen, aber grade in unserer Schrift wird man ohne zwingende Gründe Fehler der Art schwerer als sonst annehmen können, weil in ihr keine Gedankenentwickelung vorkommt, die dem Cicero

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht durchaus geläufig wäre. Diese Erwägung führt also zu dem Resultat, daß die Schrift de officiis mehr als die übrigen ciceronischen Schriften der Verfälschung ausgesetzt war, und daß andrerseits in ihr weniger als in andern dem Verfasser grobe Verstöße zugetraut werden können. Von dieser Ueberzeugung ausgehend wollen wir im folgenden einige Gruppen von Stellen betrachten, die hiernach in etwas andrem Lichte als bisher erscheinen dürften.

I. 59 ist überliefert: Haec igitur et talia circumspicienda sunt in omni officio et consuetudo exercitatioque capienda, ut boni ratiocinatores officiorum esse possimus. Zu den gesperrt gedruckten Worten bemerkt Unger (in seiner Ausgabe Leipzig 1852): „Von der Übung wird erst § 60 gesprochen und zwar in einer solchen Weise, daß Cicero hier derselben keine Erwähnung gethan haben kann.“ Aus diesem Grunde und weil der Ausdruck consuetudinem etc. capere nicht ciceronisch und unlogisch ist, erklärt er die Worte et — capienda für interpoliert. Ihm schließen sich Heine und Müller in ihren Ausgaben an, ersterer indem er noch auf das den folgenden Paragraphen beginnende Sed hinweist, beide ohne auf das sprachliche Bedenken Ungers einzugehen; auch in der Ausgabe von Dettweiler (Gotha 1890) sind die betr. Worte als interpoliert bezeichnet. Und in der That kann an ihrer Unechtheit nicht gezweifelt werden und ebenso wenig daran, daß sie nicht einem Versehen beim Abschreiben, auch nicht dem Streben eine dunkle Stelle zu erklären, sondern ausschließlich einem mutwilligen Vorwegnehmen des später folgenden ihren Ursprung verdanken. An unsrer Stelle hat sich der Interpolator allerdings außer durch die Unangemessenheit des Gedankens auch durch sprachliche Unbeholfenheit verraten, aber da es sich bei derartigen Erweiterungen des ciceronischen Textes häufig nur um einige Worte und Gedanken handelt, denen Cicero an andrer Stelle einen korrekten Ausdruck verliehen hat, so ist auch der Fall wohl denkbar, daß sich derartige Fehler nur durch ihren Inhalt, nicht durch ihre Form verraten, wie denn auch keineswegs ausgeschlossen ist, daß weder das eine noch das andere Moment eine Handhabe bietet, um den Interpolator zu überführen. Übereinstimmend mit einer heutzutage weit verbreiteten Richtung der Philologie, die sich mit größtem Eifer auf die sprachliche Durchforschung der klassischen Schriftsteller wirft, den Inhalt aber bisweilen weniger als billig ins Auge faßt, ist es nun, daß diejenigen Texteserweiterungen, die sprachliche Anstöße erregen, weit früher erkannt und nachgewiesen sind, als diejenigen, deren Inhalt oft nicht weniger anstößig ist. So bietet z. B. die bekannte Stelle, in der Cicero in echt römisch-aristokratischer Weise die verschiedenen Berufe mustert, sprachlich nichts Auffälliges, während ihr Inhalt an einer Stelle, die freilich bisher nicht genügende Beachtung gefunden hat, dieselben Bedenken erregt wie die eben besprochene Stelle.

„Unedel und niedrig“, heißt es hier I. 150, „ist der Beruf aller Gewerbtreibenden, bei denen körperliche Thätigkeit, nicht geistige Arbeit bezahlt wird (quorum operae, non quorum artes emuntur)“. Daher werden alle Handwerker und alle, die sinnlichen Genüssen dienen, von den Seefischhändlern bis zu den Tänzern und Bänkelsängern verworfen, während der Stand der Ärzte, Baumeister und höheren Lehrer wenigstens relativ anerkannt wird. „Der Kleinhandel aber ist für niedrig anzusehen, der reelle Großhandel dagegen nicht grade zu tadeln, besonders wenn man später das durch ihn gewonnene Geld in Grundbesitz anlegt. Am besten, schönsten und des freien Mannes am würdigsten ist indes der Beruf des Gutsbesitzers.“ Drei Gruppen werden also unterschieden, Gewerbetreibende, Kaufleute und Grundbesitzer. Von ihnen werden die beiden ersten wieder in je zwei Teile zerlegt, von denen jedesmal der eine für niedrig, der andere für relativ

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anständig erklärt wird. Da ist es nun sinnwidrig, daß in die Behandlung der ersten Gruppe also der Gewerbetreibenden der Satz eingeschoben ist: Sordidi etiam putandi, qui mercantur a mercatoribus, quod statim vendant. Nihil enim proficiant, nisi admodum mentiantur; nec vero est quidquam turpius vanitate. Er ist augenscheinlich eine unpassende Vorwegnahme eines Teiles des im folgenden Paragraphen (151) an durchaus passender Stelle stehenden Satzes: Mercatura autem, si tenuis est, sordida putanda est, sin magna et copiosa, multa undique apportans multisque sine vanitate impertiens, non est admodum vituperanda, an den er auch im Wortlaut erinnert. Veranlassung zur Einschiebung des Satzes scheint der Umstand gegeben zu haben, daß im unmittelbar vorhergehenden von den Gewerbetreibenden unter dem Bilde von Handeltreibenden gesprochen wird (quaestus mercenariorum omnium, quorum operae, non quorum artes emuntur).

I. 144. Bei der Ausführung des Satzes, daß jedes Ding seine Zeit und seine Art habe, soll Cicero nach den Handschriften und Ausgaben gesagt haben: Turpe est enim valdeque vitiosum in re severa convivio digna aut delicatum aliquem sermonem inferre. Was mögen das wohl für Dinge sein, die nach Ciceros Ansicht beim Gastmahl passend sind, aber in ernster Unterhaltung vermieden werden müssen? Gehörte etwa Cicero zu den Leuten, denen beim Mahle jeder Scherz recht ist? Und meint er, wenn er den Cato sagen läßt (de sen. 45), es komme beim Mahle weniger auf Essen und Trinken, als auf die Unterhaltung mit Freunden an, schlüpfrige Redewendungen als Würze des Mahles? Oder sagt er nicht selbst, die beste Erholung des Geistes sei ein vertrautes Gespräch mit Freunden besonders beim Mahle? (ad fam. IX. 24, 3.) Und erklärt er nicht direkt (de or. II. 252) daß beim Mahle freier Männer Anstößiges nicht gesprochen werden dürfe? Mit einem Worte, die Verbindung convivio digna aut delicatum aliquem inferre sermonem ist dem Geiste Ciceros durchaus fremd. Wie aber der Ausdruck in seine Schrift hineingekommen ist, sieht man sofort, wenn man den Paragraphen zu Ende liest: hoc idem si in convivio faciat, inhumanus videatur. Es ist wieder wie in den bisher besprochenen Stellen eine Vorwegnahme, die sich hier allerdings auf einen einzelnen Ausdruck beschränkt und möglicherweise die ciceronischen Worte verdrängt hat.

I. 101—103. An dieser Stelle setzt Cicero auseinander, daß es zwei Vermögen der Seele gebe, das Willensvermögen und die Vernunft, ersteres treibe den Menschen hierhin und dorthin, letztere lehre, was man thun, was lassen solle. Die Pflicht aber gebietet, daß man nichts ohne vernünftigen Grund thue, und man muß danach streben, daß die Vernunft den Willen beherrsche, denn sonst überschreitet man Maß und Ziel, und es wird nicht nur der Gleichmut der Seele gestört, sondern auch der Körper, namentlich das Gesicht leidenschaftlich erregt. Daraus sieht man, daß man den Willen beherrschen und sorgsam darauf achten muß, daß man nicht nach Willkür oder Zufall, sondern nach sorgsamer Überlegung handele. Das ist der Gedankengang Ciceros, der im ganzen in logischem Fortschritt zu dem Resultat führt, daß die Vernunft den Willen beherrschen muß. In unserm Text aber wird der Gedankengang gleich nach der Aufstellung der beiden Seelenvermögen durch den Satz unterbrochen: Ita fit, ut ratio praesit, appetitus obtemperet, wodurch augenscheinlich die Schlußfolgerung der ganzen Entwickelung vorweggenommen wird, und noch dazu nicht, wie es angemessen ist und auch § 103 geschieht, als Forderung, sondern als Wirklichkeit. Daß hier nicht alles in Ordnung ist, scheint schon früher erkannt zu sein, doch gestattet die mir zu Gebote stehende Litteratur nicht zu ermitteln, wer daran

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zuerst Anstoß genommen hat. Nur so viel ergiebt sich aus den Ausgaben von Heine (5. Aufl. Berlin 1878) und Müller (Leipzig 1882), daß man mit Annahme größerer Interpolationen, mit Umstellungen und künstlichen Erklärungen „die Planlosigkeit der Gedanken an dieser Stelle" zu beseitigen versucht hat. Beide Gelehrten verwahren sich mit Recht gegen diese gewaltsamen Mittel, denn schon mit Beseitigung des einen angeführten Satzes scheint sich ein Text zu ergeben, der billigen Anforderungen an diese in wenigen Monaten verfaßte Schrift genügt und den oben angegebenen Zusammenhang erkennen läßt. Ihn aber dem Cicero abzusprechen, scheint um so weniger anstößig, als wir schon mehrfach einen Interpolator gefunden haben, der erst später folgende Gedanken vorwegnahm.

Doch nicht immer begnügte sich der Interpolator mit dem, was in den nächsten Paragraphen stand, vielmehr erschien ihm manches, was er an späteren Stellen oder in anderen Büchern unsrer Schrift fand, geeignet schon eine frühere Stelle zu erläutern. So wurde manches als Parallelstelle an den Rand des Textes geschrieben und gelangte dann in denselben hinein. Auch diese Behauptung ist wie die von der Vorwegnahme bald folgender Gedanken keineswegs neu oder zweifelhaft, vielmehr kann sie als bewiesen oder ihre Richtigkeit wenigstens als allgemein anerkannt gelten.

I. 40 nimmt kein neuerer Herausgeber die beiden Erzählungen in Schutz, die sich dann III. 113 und III. 86 noch einmal an geeigneter Stelle und in besserer Form finden. „Wenn er (der §) echt wäre", sagt Unger, „so müßte man annehmen, daß Cicero, wie er das erste Buch schrieb, noch nicht gewußt hätte, was er im dritten sagen würde; [diese Annahme würde allerdings dem Cicero schwerlich Unrecht thun] beim dritten aber gar vergessen hätte, was er im ersten geschrieben." Dazu kommt bei diesem Paragraphen allerdings noch, daß er auch von der handschriftlichen Überlieferung so gut wie gar nicht geschützt wird. Aber wie steht es mit I. 8? Hier erregt die Überlieferung keinen Anstoß, und doch hat Unger den Paragraphen verworfen, denn er „enthält keine ‚andere Einteilung', sondern die nämliche wie § 7." Ihm schließen sich Halm und Baiter in der Ausgabe von Ciceros sämtlichen Werken (Zürich 1861) an, und auch Heine erklärt ihn, wenn auch aus etwas andern Gründen, für unecht. Aber wie ist der Interpolator auf diese Einteilung gekommen? Unger meint, ihm habe de fin. III. 58 vorgeschwebt, aber an dieser Stelle ist nur vom medium officium die Rede, nicht von einer Einteilung der Pflichten; wahrscheinlicher ist daher, daß er an III. 14 unsrer Schrift gedacht hat, wo eben wie an unsrer Stelle die media officia der Stoiker entgegengestellt werden dem officium perfectum atque absolutum, quod rectum iidem appellant. Wenn wir also deutliche Spuren der Benutzung des dritten Buches zur Interpolierung des ersten finden, so wird es erlaubt sein weiter zu gehen und darauf hin andere Stellen zu untersuchen.

In der ersten Hälfte von I. 53 werden verschiedene „Stufen" der menschlichen Gesellschaft angegeben, während in den vorhergehenden Paragraphen (50—52) von der Alle umfassenden Menschheit die Rede ist und in der zweiten Hälfte von § 53 ausdrücklich gesagt wird, daß der engere Kreis der der Verwandtschaft sei, zu dem man von der allumfassenden Menschheit gelange. Daß die dazwischen eingeschobenen „Stufen" weder dem Inhalt nach hierher gehören, noch in der Form den Meister der Sprache verraten, ist schon an anderer Stelle ausgeführt worden (Interpolationen im ersten Buch von Ciceros Offizien Oels 1885, Progr. S. 9, 10). Woher

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie aber stammen, wird sofort deutlich, wenn man den Wortlaut unsrer Stelle mit den ganz ähnlichen Sätzen in III. 69 vergleicht:*)

I. 53.	III. 69.
propior est (sc. societas) eiusdem gentis, nationis, linguae, qua maxime homines coniunguntur. Interius etiam est eiusdem esse civitatis.	interior (sc. societas est) eorum, qui eiusdem gentis sunt, propior eorum, qui eiusdem civitatis.

Was an der Stelle des ersten Buchs direkt störend wirkt, hat im dritten wenigstens einen leidlich angemessenen Platz.

I. 147 wird ausgeführt, daß für unser Benehmen in Zweifelfällen oft das Urteil andrer maßgebend sein kann. Ut enim pictores et ii qui signa fabricantur et vero etiam poetae suum quisque opus a vulgo considerari vult, ut si quid reprehensum sit a pluribus, id corrigatur, — sic aliorum iudicio permulta nobis et facienda et non facienda et mutanda et corrigenda sunt. Ganz richtig bemerken die Herausgeber, daß Cicero bei pictores an die bekannte Erzählung von Apelles gedacht habe, der hinter seinem Gemälde versteckt dem Urteile des Publikums gelauscht habe (Plin. n. hist. XXXV. 10. 36). Das konnte auch wohl ohne spezielle Überlieferung bei der Verwandtschaft der darstellenden Künste auf die Bildhauerkunst übertragen werden. Aber auch auf die Dichtkunst? Auch die Dichter stellen ihre Werke aus, damit sie vom Publikum betrachtet und kritisiert werden? Etwa das Manuskript? Nein, meinen die Herausgeber, das ist in übertragenem Sinne zu verstehen, was bei Malern und Bildhauern die Ausstellung, das ist bei Dichtern die Vorlesung und considerare heißt dementsprechend von den Dichterwerken ‚anhören'. Wir wollen uns die Kühnheit dieses Zeugmas einmal gefallen lassen: wo haben wir irgend eine Spur von Vorlesungen von Dichterwerken zum Zweck einer unparteiischen Kritik? Was von den Herausgebern angeführt wird, bezieht sich erstens auf die Kaiserzeit, nicht auf die ciceronische und hat zweitens den Zweck, das Lob aus bestochenem, nicht ein Urteil aus unparteiischem Munde zu hören. Auch ist es ja undenkbar, daß ein Dichter auf Grund einer Vorlesung vor einem hundertköpfigen Publikum etwas an seinem Werke ändern sollte. Bei einem Gemälde ist es möglich, weil hier einer nach dem andern auftritt und seine Ansicht ausspricht, und so kann auch in der Dichtkunst nur das Urteil eines einzelnen von Bedeutung werden, nicht das einer zahlreichen Gesellschaft. Schiller und Goethe änderten wohl Einzelheiten ihrer Dichtungen, jeder nach dem Urteil des sachkundigen Freundes, Fritz Reuter nahm auf die Briefe zahlreicher Verehrer und Verehrerinnen Rücksicht, als er in dem Roman „Ut mine Stromtid" seine Louise am Leben ließ, auch auf die Stimme eines Zeitungskritikers hat wohl hie und da ein Dichter geachtet, aber wo hat je eine Versammlung einen solchen Einfluß ausgeübt? Und grade dies, die Änderung nach dem Urteil andrer, ist das einzige, auf das es hier ankommt. Und dabei sollte Cicero die Dichter noch ganz besonders hervorgehoben haben als beeinflußt durch das Urteil der ihre Werke betrachtenden Laien (et vero etiam poetae)? Sicherlich nicht; selbst wenn er geglaubt hätte, daß was von Malern und Bildhauern gilt, sich auch auf Dichter übertragen lasse, hätte er einfach gesagt: et poetae. Auch dieser Zusatz hat seine Quelle im dritten Buch, wo es § 15 heißt:

*) Ein Bedenken allerdings, das ich a. a. O. S. 10 geäußert habe, nämlich ob Cicero propior in dem Sinne von enger gebraucht habe, scheint durch III. 69 widerlegt zu sein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

quod idem in poematis, in picturis usu venit in aliisque compluribus, ut delectentur imperiti laudentque ea, quae laudanda non sint, wo in der That etwas angegeben ist, was der Dichtkunst mit den übrigen Künsten gemeinsam ist.

Wie aber an manchen Stellen durch Vorwegnahme oder Herübernahme des später gesagten Interpolationen entstanden sind, so umgekehrt auch durch Wiederholung eines schon früher an geeigneter Stelle ausgesprochenen Gedankens.

II. 41, 42. Die Bedeutung der Gerechtigkeit erhellt am deutlichsten daraus, daß manche Völker, um sich ihrer zu erfreuen, sogar zum Königtum ihre Zuflucht genommen haben, weil dieses ebenso wie (geschriebene) Gesetze Gleichheit des Rechtes zu gewähren schien. Diesem Gedankengang fügt Cicero die Parenthese bei: ohne Gleichheit nämlich wäre das Recht kein Recht (neque enim aliter esset ius). Die Auseinandersetzung über die Gerechtigkeit wird dann mit dem Gedanken geschlossen (§ 42): Die Gerechtigkeit muß also auf alle Weise gepflegt und erhalten werden sowohl um ihrer selbst willen als auch wegen der Vergrößerung der Ehre und des Ruhms. Hier findet sich nun bei den Worten, ‚um ihrer selbst willen' der Zusatz nam aliter iustitia non esset. Was bedeutet das? Gerechtigkeit wäre keine Gerechtigkeit, wenn man sie nicht um ihrer selbst willen pflegte? Wer also um seines guten Rufes willen, wer um des Glanzes seines Namens willen die Gerechtigkeit pflegt, der dient in Wirklichkeit nicht der Gerechtigkeit? Das wird Cicero kaum haben sagen wollen. Wir haben es hier vielmehr nur mit einer auch in der Form wenig geschickten Wiederholung des Satzes neque enim aliter esset ius zu thun. Oben bedeutet der Satz: Recht ohne Gleichheit ist kein Recht, hier könnte er nur bedeuten: Gerechtigkeit, die nicht um ihrer selbst willen geübt wird, ist keine Gerechtigkeit, und das konnte, wenn es auch nicht unbedingt verkehrt ist, insofern es wenigstens keine subjektive Gerechtigkeit ist, nicht ohne alle Erläuterung als etwas ganz selbstverständliches hingestellt werden, abgesehen davon, daß Cicero sich sicher davor gescheut hätte, zweimal so nahe bei einander einen fast wörtlich gleichen Zusatz zu machen. Wir halten also die zweite Parenthese für eine ungeschickte Interpolation.

Nirgends aber war es leichter, einen von Cicero ausgesprochenen Gedanken an eine andere Stelle zu verpflanzen oder auch aus dem Schatze eigenen Wissens etwas hinzuzuthun, als wo es sich um Beispiele zur Erläuterung der philosophischen Lehren handelt. Und doch ist der Interpolator hierbei manchmal mit einer Ungeschicklichkeit verfahren, die seine Thätigkeit längst dem ersten aufmerksamen Blick verraten hat, so z. B. I. 36, 37.

Wenn Cicero ferner III. 87 den Fabricius mit Aristides vergleicht, so genügte das dem Interpolator, um auch III. 16 dem Fabricius den Aristides an die Seite zu stellen. Daß aber hier nur eine Randbemerkung in den Text geraten ist, wird schon dadurch deutlich, daß das folgende Prädikat im Singularis gelassen ist. Aber während dieser Zusatz ziemlich allgemein*) als solcher anerkannt ist, finden sich noch in demselben Paragraphen die ebenfalls anstößigen Worte ne illi quidem septem, die bis jetzt unangefochten geblieben sind.

Bei keiner Schrift zeigt sich so sehr wie in de officiis das Streben Ciceros seiner Arbeit ein römisches Gepräge zu geben, wie er denn bekanntlich auf die Selbständigkeit, mit der er grade

*) Die Ausgabe von Csengeri Budapestini 1891 kann auf Berücksichtigung keinen Anspruch machen (cfr. Neue philol. Rundschau 1892 S. 214).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese Schrift bearbeitet hat, nicht wenig stolz ist. Diesem Streben dient auch die große Anzahl von Beispielen aus der römischen Geschichte, mit denen die Darstellung stellenweise überladen ist. Wo freilich seine griechischen Quellen passende und hübsche Erzählungen bieten, nimmt er sie gern auf, doch läßt er regelmäßig auf die Erzählungen aus der griechischen Sage und Geschichte römische folgen.

Nachdem I. 32 von Theseus und Hippolytus gesprochen ist, führt Cicero, da es ihm augenscheinlich an einem Beispiel aus römischer Sage oder Geschichte fehlt, ein den römischen Verhältnissen entlehntes exemplum fictum ein. Dem Hinweise auf den Spartaner Kleomenes (I. 33) folgt sofort die Erwähnung des Q. Fabius Labeo. An die Namen von 5 griechischen Schlachtfeldern (I. 61) schließen sich unmittelbar 5 römische Heldennamen, wie auch den I. 75, 76 angeführten beiden Gruppen von Griechen 3 analoge Gruppen von Römern zugesellt sind.

Den I. 84 genannten Kallikratidas und Kleombrotus wird Q. Maximus gegenübergestellt, und wenn I. 86 die Athener genannt sind, so wird noch in demselben Satz nostra respublica hinzugefügt, und I. 90 wird dem Sokrates Laelius, dem Philippus Africanus beigesellt.

Auch I. 108, 109 finden wir bei den zahlreichen hier angeführten Beispielen durchgehends Parallelität zwischen Römern und Griechen. Nur ist unpassend und nach allgemeiner Übereinstimmung als fremder Zusatz hinzugefügt ne Xenocratem quidem severissimum philosophorum. So verfährt Cicero, wie sich ein jeder selbst leicht überzeugen kann, durchgehends in allen drei Büchern unsrer Schrift und weicht von dieser Anordnung nur ab, wo ihm römische Beispiele augenscheinlich nicht zur Verfügung standen, wie III. 48 f. aus leicht erklärlichen Gründen, den 2 griechischen Beispiele für den Sieg, den die honestas über die utilitas auch auf politischem Gebiete davonträgt, römische nicht zur Seite gestellt werden. Es scheint überflüssig, diesen Gedanken durch das ganze Werk hindurch zu verfolgen, dahingegen dürfte es nicht unzweckmäßig sein, auf die Ähnlichkeit zwischen I. 109 und III. 16, also dem Paragraphen, von dem unsre Betrachtung ausgegangen ist, hinzuweisen. An beiden Stellen ist Cicero mit einer Reihe von römischen Beispielen beschäftigt, an beiden findet sich zum Schluß ein griechisches hinzugefügt, beide Male durch ne — quidem eingeführt und hier wie dort dem Sinne nach unpassend. Dies braucht für I. 109 nicht mehr bewiesen zu werden, trifft aber auch für III. 16 insofern zu, als Cicero durch die Worte ne illi quidem septem ja bezeichnen würde, daß die 7 Weisen der Griechen dem philosophischen Ideal näher kämen als Cato und Laelius. Das aber würde sowohl der hohen Stellung, die diese bei Cicero sonst einnehmen, als auch der römisches Wesen und römische Männer verherrlichenden Tendenz unsrer Schrift widerstreiten. Daher werden diese Worte mit demselben Recht dem Cicero abgesprochen wie I. 109 ne Xenocratem quidem severissimum philosophorum und in unserm Paragraphen aut Aristides.

Und noch an einer dritten Stelle, II. 67, glauben wir einer in gleicher Weise wie die beiden zuletzt behandelten mit ne — quidem eingeführten Erweiterung zu begegnen. Hier ist von den Wohlthaten die Rede, die man durch seine eigne Bemühung, besonders durch Beredsamkeit oder durch juristische Raterteilung erweist. Aber, meint Cicero, nicht alle können Redner oder Rechtsgelehrte sein, wohl aber können viele durch irgendwelche Thätigkeit Wohlthaten erweisen. Da findet sich nun zwischen die Worte: cum autem omnes non possint aut iuris periti esse aut diserti, der Zusatz eingeschoben ne multi quidem und zwar hinter non possint. Diese Worte sind zunächst dem Inhalte nach falsch, denn warum sollte es nicht viele Redner oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rechtsgelehrte geben können? Dann aber unpassend, denn auf die größere oder geringere Zahl der Redner und Juristen kommt es hier wahrlich nicht an, sondern darauf, wie die übrigen ihren Mitmenschen nützen können. Auch sprachlich ist der Satz anstößig, denn Cicero würde mindestens non omnes gesagt haben, wenn ne multi quidem folgen sollte, und endlich muß auch das ne — quidem mißtrauisch machen, das wir schon zweimal zur Einführung einer Interpolation benutzt gesehen haben. An allen diesen Stellen scheint eine ursprüngliche Randbemerkung in den Text geraten zu sein. Während aber die beiden ersten (ne Xenocratem quidem severissimum philosophorum und ne illi quidem septem) hauptsächlich die Ansicht Ciceros zu bestätigen beabsichtigen, tritt an der dritten Stelle (ne multi quidem) noch ein anderer Zug hervor, nämlich der des Besserwissens, der Leser will hier seinem Autor eine Ungenauigkeit des Ausdruckes nachweisen und seine eigne Überlegenheit zeigen. Und dieser Zug findet sich an andern Stellen als die eigentliche Ursache der Texteserweiterung. So bejaht Cicero III. 29, 30 die Frage, ob der hungernde Weise einem durchaus unnützlichen Menschen Lebensmittel rauben darf, ein Leser aber stellt sich auf den entgegengesetzten Standpunkt, verneint die Frage und begründet die Verneinung damit, daß es besser sei zu verhungern als jemand um des eignen Vorteils willen zu schädigen. In diesem Falle, wo der Widerspruch gegen Cicero auf der Hand liegt, ist die Interpolation von Unger nachgewiesen und von den spätern Herausgebern anerkannt. Ganz ähnlich scheint mir aber die Sache in III. 54, 55 zu liegen. Es handelt sich hier um die Frage, ob der Verkäufer moralisch verpflichtet sei dem Käufer die Fehler der Waren mitzuteilen. „Gewiß," sagt Antipater, der hier im Streit mit Diogenes eingeführt wird, „denn was heißt anders dem Irrenden den Weg nicht zu zeigen, wenn nicht dies, zu dulden, daß der Käufer aus Irrtum in den größten Schaden gerät?" Der Vergleich ist durchaus passend und treffend. Dem Käufer wird keine falsche Angabe gemacht, es wird ihm nur die Wahrheit verschwiegen grade wie der, der sich verirrt, nicht auf einen falschen Weg geführt, sondern nur seinem eignen Irrtum überlassen wird. Aber das genügte dem blind-eifrigen Leser nicht. Nein, sagt er, eine fehlerhafte Ware zu verkaufen ohne die Fehler zu nennen, ist sogar mehr, als den Weg nicht zu zeigen, denn es ist wissentlich jemand auf einen Irrweg locken. Offenbar wird durch diesen letzten Satz der Vergleich gradezu zerstört, eben das Verschweigen hier des Abirrens vom richtigen Wege, dort der Fehler der Waare ist ja das tertium comparationis. Mit einem Führer, der jemand in die Irre führt, könnte doch nur der Verkäufer verglichen werden, der ausdrücklich die Fehlerlosigkeit der Ware angiebt. Daß daran aber in unserm Fall nicht gedacht wird, ergiebt sich aus der Antwort des Diogenes, in der ausdrücklich anerkannt wird, daß der Verkäufer die Ware, in unserm Falle ein Haus, nicht gelobt hat, ja es wird direkt gesagt, es könne deswegen von einem Betruge des Verkäufers nicht die Rede sein, weil der Käufer die Sache zu beurteilen habe, und vom Verkäufer könne man nicht verlangen, daß er einstehen solle für das, was er nicht gesagt habe.

Ein wortreicher Schriftsteller kann leicht durch Wiederholungen, ein nicht logisch geschulter durch falsche Schlüsse ein schnellschreibender durch Widersprüche mit andern Stellen seiner Schrift, ein vergeßlicher durch historische Irrtümer Fehler begehen, aber schwerlich wird auch ein noch so flüchtiger seinen eignen Vergleich zerstören. Denn wer sich die Mühe giebt zur Erläuterung seiner Gedanken einen Vergleich heranzuziehen, der arbeitet wenigstens da, wo er es thut, sorgsamer als die Notwendigkeit verlangt, und ein treffender Vergleich ist eine kleine poetische Schöpfung, die der Geist, der sie ersonnen, nicht leicht wieder zerstört oder doch nur dann zerstört,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn in seiner lebhaften Phantasie ein Bild das andre verdrängt, noch bevor jenes zum vollen sprachlichen Ausdruck gelangt ist. An unsrer Stelle aber ist nichts von dem zu finden, sondern nur ein Besserwissen eines oberflächlichen Lesers, der das Zutreffende des Vergleichs noch nicht einmal erkannt hat. So gewinnt die Stelle denn auch nur, wenn die Worte: Plus etiam est — inducere gestrichen werden, denn die Antwort des Diogenes: ‚Hat er dich etwa zu kaufen gezwungen, der dir nicht einmal zugeredet hat? Jener hat ausgeboten, was ihm nicht gefiel, du hast gekauft, was dir gefiel u. s. w.‘, umgeht die Frage des Antipater, offenbar weil der Vergleich zutreffend ist und keine Handhabe für den Widerspruch bot. Hätte aber Antipater die interpolierten Worte gesprochen, dann wäre die gewünschte Handhabe dagewesen, die Diogenes in seiner Antwort schwerlich unbenutzt gelassen hätte.

Ein Besserwissen des Lesers im Gegensatz zum Schriftsteller zeigt sich auch III. 15. Die vollkommene Pflichterfüllung, heißt es hier, kommt nur dem (stoischen) Weisen zu. Sobald aber etwas geschieht, wobei die mittleren Pflichten zu Tage treten, dann erscheint dies als übermäßige Vollkommenheit, weil die große Menge, was noch an der (wirklichen) Vollkommenheit fehlt, in der Regel nicht erkennt. Wir haben es hier und im folgenden mit dem Gegensatz zwischen dem Kenner und Laien zu thun. Auch in der Poesie, der Malerei und andern Künsten läßt sich der Laie durch das Schöne, was er empfindet, hinreißen, das Kunstwerk für etwas Vollendetes zu halten, während der Kenner auch die Fehler sieht. Auch hier ist der Vergleich durchaus zutreffend, nur führt Cicero zur Bestätigung dessen, was er über das Verhältnis der Laien zur Kunst gesagt hat, noch den der Erfahrung entlehnten Satz hinzu: daher ändern die Laien auch, wenn sie von einem Kenner belehrt werden, ihre Ansicht leicht. Das steht natürlich ganz außerhalb des Vergleichs, denn in der Philosophie gehören zum richtigen Verständnis tiefe Studien, und es genügt nicht einfach auf das Fehlerhafte der bisherigen Ansicht aufmerksam gemacht zu werden. Doch hatte Cicero gesagt: Der Laie erkennt in der Regel nicht, was an der Vollkommenheit fehlt. Und an dieses ‚in der Regel‘ knüpft nun der Leser an, um das, was der Autor ausgelassen zu haben schien, hinzuzufügen. Wie nämlich bei dem Kunstwerk der Laie durch sachgemäße Belehrung zur richtigen Ansicht gelangt, muß doch auch nach seiner Ansicht in der Philosophie ein richtiges Urteil des Laien möglich sein, diese Möglichkeit hatte ja Cicero selbst durch das Wort fere offen gelassen, aber was in diesem Falle geschieht, hatte er hinzuzufügen vergessen. Dieser Erwägung verdankt der Satz seinen Ursprung: quatenus autem intellegit, nihil putat praetermissum, dem wir folgenden Gedankengang verdanken: Der Laie merkt in der Regel nicht, was an der Vollkommenheit fehlt, soweit er es aber bemerkt, glaubt er, daß nichts fehlt. Also wenn er das Fehlen merkt, glaubt er, daß nichts fehlt! Und unmittelbar daran soll sich nun der Gedanke anschließen. ‚Ebenso ist es in der Poesie, in der Malerei und auf andern Gebieten‘. Augenscheinlich hat doch dieser Satz nur Sinn im Anschluß an den Gedanken, daß die Laien in der Regel nicht erkennen, was einem Werke an der Vollkommenheit fehlt, und auch dadurch wird der dazwischen stehende Satz als Interpolation entlarvt.

Dem gleichen Bestreben, die Ausführungen des Schriftstellers zu ergänzen, ist auch die Stelle I. 117 ff. zum Opfer geworden. Hier wird von der Berufswahl gesprochen und eine Hauptschwierigkeit ganz mit Recht darin erkannt, daß man sich schon in einer Zeit, wo man die geistige Reife für einen so wichtigen Entschluß noch nicht hat, für die eine oder die andre Carriere entscheiden muß. Denn, so gut es nach der Erzählung des Prodikus bei Xenophon dem Herkules

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ging, so gut geht es uns Menschenkindern nicht. Wir lassen uns durch das Beispiel bestimmen, die meisten durch das der Eltern, manche lassen sich durch das Urteil der Menge leiten, und nur sehr selten ist es, daß einer hervorragendes Talent oder ausgezeichnete Ausbildung oder beides besitzt und dabei noch in der glücklichen Lage ist sich seinen Beruf wählen zu können. Tritt dieser Fall ein, so müssen bei der Wahl des Berufes gewisse Vorschriften berücksichtigt werden. Aus diesem Gedankengang ergiebt sich, daß Cicero zunächst die Fälle ausscheidet, für die Vorschriften überhaupt nicht in Betracht kommen, dadurch zugleich diejenigen bestimmt, für die Lehren zu erteilen sind, und endlich diese sebst erteilt. Ausgeschieden werden ausdrücklich diejenigen, die ohne in das Alter reiferer Überlegung gelangt zu sein, sich nach dem Beispiel andrer richten, stillschweigend diejenigen, die wohl Zeit zur Überlegung haben, aber weder durch Talent noch durch Kenntnisse ausgezeichnet sind, bei denen es also ziemlich gleichgültig ist, was sie werden, und es bleiben also nur diejenigen übrig, die talentvoll oder gut unterrichtet oder beides sind, und außerdem bei reifem Verstande den Beruf wählen können. Wer in dieser Weise diejenigen, für die seine Lehren gelten sollen, abgrenzt, hat augenscheinlich nur für diese Interesse oder wenigstens paßt in die Abgrenzung selbst keine Bemerkung über das Resultat der Berufswahl derjenigen, die für den Schriftsteller überhaupt nicht in Betracht kommen. So hat denn auch Cicero mit keinem Worte gesagt, daß das Ergebnis bei denen, die sich frühzeitig für diesen oder jenen Beruf entscheiden, in den meisten Fällen ein ungünstiges sei. Vor solchem Fehlschluß bewahrte ihn sicherlich sein richtiges Gefühl und seine Erfahrung. Nur kann man in den Worten quae deliberatio est omnium difficillima (117) und nobis non item, qui imitamur, quos cuique visum est (118) ein gewisses Bedauern über die Notwendigkeit früher Berufswahl erkennen. Wer aber den Satz schrieb: Nonnulli tamen sive felicitate quadam sive bonitate naturae sive parentium disciplina rectam vitae secuti sunt viam (Ende 118), der spricht den Gedanken aus, daß meistens die Berufswahl fehlgehe und nur manchmal das Richtige treffe. Ob dieser Gedanke dem Sinn Ciceros entsprochen hätte, muß mindestens zweifelhaft erscheinen, doch kommen auch äußere Merkmale hinzu, die ihn an dieser Stelle als ungehörig erkennen lassen. Zunächst hat tamen keinen Sinn. Vorher geht der Gedanke: Wir wählen den Beruf nach dem Beispiel solcher Männer, die uns gefallen, zumeist der Väter, oder wir lassen uns durch das Urteil der Menge leiten. Wie paßt dazu: Einige jedoch treffen das Richtige in der Berufswahl? Ferner folgt der Gedanke: Sehr selten aber ist die Klasse derjenigen, die entweder durch die Größe eines außerordentlichen Talentes oder u. s. w. ausgezeichnet auch noch die Möglichkeit haben, sich in reiferem Alter den Beruf zu wählen, offenbar sehr passend, wenn vorangeht: ‚Die große Menge ist in der Berufswahl sehr beschränkt', aber keineswegs, wenn voraufgeht: ‚Manche schlagen aus diesem oder jenem Grunde den richtigen Weg ein.' Das oben erwähnte jedoch (nonnulli tamen — rectam vitae secuti sunt viam) ist nun freilich einem aufmerksamen Herausgeber aufgefallen, der sich grade durch sein scharfes Eindringen in den Gedankengang unsrer Schrift auszeichnet und dem auch die späteren Herausgeber grade in dieser Beziehung viel verdanken, nämlich Unger. Er erkennt, daß es zu dem unmittelbar vorhergehenden Satz nicht paßt, geht von da weiter zurück, bis er einen angemessenen Gedanken findet, und erklärt, es stehe dem obigen (d. h. in § 117 enthaltenen) ante quam potuit, quod optimum esset iudicare entgegen. Wir wollen einmal davon absehen, daß der Gegensatz auch so nicht scharf ist, denn grade der Gedanke, daß infolge einer verfrühten Berufswahl die meisten einen verkehrten Weg

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einschlagen, also der Gedanke, zu dem der Satz mit tamen den Gegensatz bilden würde, ist nicht ausgesprochen, aber das wäre von geringerer Bedeutung, wenn es sich nachweisen ließe, daß dieser Gedanke dem Cicero vorgeschwebt hätte, wie ja in der That in dem Bedauern über eine Berufswahl vor entsprechender geistiger Reife auch der Gedanke, daß die meisten eine falsche Wahl träfen, enthalten sein könnte. Aber dieser Gedanke selbst entspricht so wenig der Erfahrung, daß er nicht ohne weiteres dem Cicero zugeschrieben werden kann. Vielmehr wird die Annahme einer Interpolation grade dadurch unterstützt, daß sich der Satz nonnulli tamen etc. gegen einen Gedanken wendet, der scheinbar, aber auch nur auf den ersten Blick, im Zusammenhang liegt, den auszusprechen aber Cicero einerseits keine Veranlassung hatte, da er hier nur die ausscheiden will, für die keine Vorschriften zu geben sind, andrerseits aus leicht erkennbaren Gründen sich scheute. Der flüchtige Leser fand diesen Gedanken im Zusammenhang und protestierte in einer Randbemerkung, die dann in den Text geraten ist, dagegen. Aber abgesehen davon kann tamen sich nimmermehr auf einen Satz beziehen, der so weit entfernt, durch so viele Sätze und Gedanken von ihm getrennt ist, daß die Beziehung nicht gleich beim Lesen deutlich wird, sondern erst mühsam aufgesucht werden muß. Es müßte also mindestens der Satz mit tamen an eine falsche Stelle geraten sein. Wenn man nun aber sieht, daß er auch nirgends anders am Platze ist, dann spricht doch auch das dafür, daß er nicht von Cicero herrührt.

Daß außer den Interpolationen, welche wir nachzuweisen versucht haben, noch zahlreiche andre den ciceronischen Text entstellen, sieht jeder, der unsre Schrift aufmerksam liest, uns kam es nur darauf an, diejenigen Gruppen von Erweiterungen des Textes zusammenzustellen, die unsrer Schrift eigentümlich sind und doch von den Gelehrten noch nicht genügend beachtet zu sein schienen. Als eigentümliche Verfälschung unsrer Schrift kann wohl auch die Verpflanzung einzelner Ausdrücke und Sätze aus de fin. in dieselbe betrachtet werden, wie z. B. III. 119 das fehlerhafte et malorum in den Worten nec vero finis bonorum et malorum seinen Ursprung in dem Titel jener Schrift zu suchen hat und die Interpolation II. 10 von Unger auf dieselbe Schrift zurückgeführt ist, doch vermögen wir hier über das bereits von andern nachgewiesene nicht hinauszugehen. Endlich mag auch noch kurz erwähnt werden, daß sich an mehreren Stellen unsrer Schrift doppelte Versionen desselben Gedankens in auffallender Weise finden. So wird z. B. der Inhalt von II. 21 in ähnlicher Weise teilweise sogar mit denselben Worten in der zweiten Hälfte des folgenden Paragraphen aufgenommen, ohne daß man deswegen an Fälschung des Textes durch fremde Hand zu denken hat. Hier und an andern Stellen hat vielmehr Cicero selbst seine Gedanken in doppelte Form gekleidet und es nicht der Mühe wert gehalten, die eine zu tilgen, so daß wir nun beide neben einander erhalten haben. Eine Untersuchung derartiger Stellen würde jedoch über die dieser Arbeit gezogenen Grenzen hinausführen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einschlagen, also der Gedanke, zu
ausgesprochen, aber das wäre vo
Gedanke dem Cicero vorgeschweb
wahl vor entsprechender geistige
träfen, enthalten sein könnte. A
er nicht ohne weiteres dem Cicer
Interpolation grade dadurch unt
Gedanken wendet, der scheinbar,
auszusprechen aber Cicero einers
für die keine Vorschriften zu gel
Der flüchtige Leser fand diesen
bemerkung, die dann in den Te
nimmermehr auf einen Satz bez
von ihm getrennt ist, daß die B
aufgesucht werden muß. Es m
geraten sein. Wenn man nun
doch auch das dafür, daß er ni

Daß außer den Inter
andre den ciceronischen Text en
es nur darauf an, diejenigen G
Schrift eigentümlich sind und
Als eigentümliche Verfälschung
drücke und Sätze aus de fin.
et malorum in den Worten
Titel jener Schrift zu suchen
zurückgeführt ist, doch vermöge
zugehen. Endlich mag auch n
Schrift doppelte Versionen des
der Inhalt von II. 21 in ähnl
Hälfte des folgenden Paragra
Textes durch fremde Hand zu
selbst seine Gedanken in doppel
zu tilgen, so daß wir nun be
Stellen würde jedoch über die

bilden würde, ist nicht
weisen ließe, daß dieser
ern über eine Berufs-
ten eine falsche Wahl
ig der Erfahrung, daß
ird die Annahme einer
nen etc. gegen einen
ammenhang liegt, den
ur die ausscheiden will,
Gründen sich scheute.
stierte in einer Rand-
davon kann tamen sich
le Sätze und Gedanken
rd, sondern erst mühsam
an eine falsche Stelle
n Platze ist, dann spricht

t haben, noch zahlreiche
merksam liest, uns kam
mmenzustellen, die unsrer
d beachtet zu sein schienen.
flanzung einzelner Aus-
III. 119 das fehlerhafte
seinen Ursprung in dem
ger auf dieselbe Schrift
chgewiesene nicht hinaus-
mehreren Stellen unsrer
finden. So wird z. B.
Worten in der zweiten
egen an Fälschung des
en hat vielmehr Cicero
e wert gehalten, die eine
Untersuchung derartiger
ühren.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf